

# Die Schildwirtschaft zum «Rothen Ochsen» in Laupheim

Friedrich und Gerd Mann

Mit dem Peter Haag-Preis 1984 sind Sonja Adelberger, Michael Gut, Friedrich und Gerd Mann vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND ausgezeichnet worden für die Wiederherstellung des ehemals jüdischen Gasthofes «Rother Ochsen» in Laupheim. Bevor die Architekten Friedrich und Gerd Mann die Geschichte dieses Gebäudes und seine Wiederherstellung schildern, sei der Text der Urkunde wiedergegeben, mit dem die Auszeichnung begründet wird:

*Im Jahr 1724 siedelten sich die ersten Juden in Laupheim an und legten damit den Grundstein zur größten jüdischen Gemeinde in Württemberg. 1812 kaufte der Metzger Daniel Einstein ein vier Jahre zuvor am Kapellenweg erbautes Fachwerkhaus und richtete darin eine Wirtschaft ein. Erst unter der nationalsozialistischen Herrschaft gaben die Juden das Eigentum auf. 1980 drohte auch der Verlust des Gebäudes selbst, hätte sich nicht eine Gruppe von Laupheimer Bürgern gefunden, die eine BGB-Gesellschaft gründeten, das Haus erwarben und von Grund auf sanierten. Dabei gelang es, trotz des schlechten Bauzustandes wertvolle bauliche Hinweise auf die jüdische Vergangenheit des Hauses zu erhalten und mit großem Einfühlungsvermögen eine historische Wirtschaft der Zeit um 1900 wiederzugewinnen. Für die Erhaltung des Stadtbildes von Laupheim wurde damit ein wegweisender Beitrag geleistet und ein wichtiges geschichtliches Zeugnis der einstigen jüdischen Bevölkerung gerettet.*

Abriß beschlossene Sache,  
Erhalt eine spontane Idee

Am 12. Juni 1980 starb die Ochsenwirtin Maria Held mit fast 89 Jahren, nachdem sie bis zuletzt den «Ochsen» ohne fremde Hilfe bewirtschaftet hatte. Allerdings mußten sich die Stammgäste in den letzten Jahren ihr Bier schon selbst holen, während die Wirtin Karten spielte.

Das Haus war innen und außen völlig heruntergewirtschaftet und eigentlich abbruchreif, als es von einer Erbgemeinschaft übernommen wurde. Der Bebauungsplan der Stadt Laupheim sah an dieser Stelle einen Neubau vor, um mehrere Meter von der Straße zurückgeschoben, die mehrspurig ausgebaut werden sollte. Schnell hatte die Erbgemeinschaft Interessenten gefunden, die bereit waren, für das Grundstück in bester Lage beim Marktplatz viel Geld zu bezahlen, um statt des «Ochsen» einen Supermarkt oder ähnliches zu erstellen. Zu dem Zeitpunkt wußten wir über den «Ochsen»

nicht viel mehr, als daß er jahrzehntelang die Judenwirtschaft war und anscheinend eine wichtige Funktion im Leben der jüdischen Gemeinde hatte. Da die Laupheimer Synagoge der Kristallnacht zum Opfer gefallen war und das jüdische Schulhaus 1969 abgebrochen wurde, war somit das einzige übriggebliebene jüdische Gebäude mit «öffentlicher» Funktion gefährdet, ein Denkmal der für Laupheim so wichtigen jüdischen Vergangenheit. Zudem waren wir als Architekten und Stadtplaner der Meinung, daß das Gebäude des «Ochsen» eine wichtige städtebauliche Funktion hat am Beginn der früher «Judengasse» genannten Kapellenstraße. Wir beschlossen, den «Ochsen» zu retten. So wie die Entwicklung gelaufen war, konnte das nur noch durch Eintragung in die Denkmalliste gelingen. Also mußten wir Argumente suchen für das Landesdenkmalamt, das bis zu diesem Zeitpunkt praktisch keine Unterlagen über die Laupheimer jüdische Geschichte hatte.

Gasthaus und israelitischer Leseverein «Konkordia»

Mit Thermographie konnten wir nachweisen, daß sowohl der «Ochsen» wie auch die benachbarten Häuser Fachwerkbauten sind –, was bis dahin nicht bekannt war. Mit Hilfe anderer interessierter Laupheimer konnten wir dann die Geschichte des «Ochsen» erforschen, die sich kurzgefaßt so darbietet:

1776 erster Bau wird erwähnt.

1808 Wiederaufbau nach Brand. Vermutlich infolge Brandstiftung, da das Haus vorher als *Unterschlupf jüdischer Gaunerbanden* in einem Steckbrief des Malefizschenk von Oberdischingen – 1798? – erwähnt war.

Durch eine dendrochronologische Untersuchung konnte nachgewiesen werden, daß das gesamte Bauholz im Winter 1806/07 geschlagen wurde.

1812 Kauf des «Ochsen» durch den Judenmetzger Daniel Einstein, denn in diesem Jahr durften Juden in Württemberg erstmals Hauseigentum erwerben.

1814 Verleihung der *dinglichen Wirtschaftsgerechtigkeit*. Seither «Schildwirtschaft zum Rothen Ochsen».

1830 Gartenwirtschaft mit Bänken und Gartenhaus.

1865 Anbau Nordseite mit Gaststallung, Nebengelaß und Zimmer.

1869 Erwerb des Nachbargrundstücks mit Brunnen zur Vergrößerung der Gartenwirtschaft.

1874 Anbau Westseite mit gewölbtem Keller, vermutlich ein Ritualbad, sowie Küche und Nebenzimmer im Erdgeschoß.

1894 Anbau Nordwestseite mit Spülküche und Speisezimmer, vermutlich dem rituellen Mahl vorbehalten.

Das Haus war von 1812 bis 1939 im Besitz der gleichen jüdischen Familie Einstein – Sänger – Nördlinger. Mit Ausnahme der Jahre 1851 bis 1860, als es vorübergehend an einen Ulmer Wirt verkauft war.

Dr. Max Sänger, ein Bruder des damaligen Ochsenwirts, der später als Oberrabbiner an den großen Tempel in Hamburg berufen wurde, gründete 1846 im «Ochsen» den israelitischen Leseverein *Konkordia*, der bis nach 1933 existierte und im «Ochsen» eine reichhaltige Bibliothek unterhielt. Die wichtigsten Zeitungen der internationalen Presse wurden dort täglich ausgelegt. So kam es, daß wir als Unter-

tapete auf den Wänden die *New York Times*, die *Los Angeles Times*, die *London Financial Times* und ähnliches vorfanden statt des sonst üblichen *Laupheimer Verkündiger*.

Carl Lämmle bewirtete Emil Jannings

Durch den großen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung der Stadt Laupheim in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der weitgehend durch die Aktivitäten der jüdischen Mitbürger ausgelöst war, kamen viele jüdische Geschäftsreisende und Besucher nach Laupheim. So war der «Ochsen», wie er seit damals vereinfacht genannt wurde, von etwa 1850 bis 1914 geschäftlicher, gesellschaftlicher und kultureller Mittelpunkt nicht nur der jüdischen Mitbürger und ihrer auswärtigen, oft internationalen Gäste, sondern auch der nichtjüdischen Laupheimer. Der «Schmelztiegel» Laupheims, in dem gemeinsam Geschäfte gemacht und gefeiert wurde.

Der Zustand des Gasthauses vor der Sanierung, vom Judenberg aus gesehen.



Dies wird durch viele Zeugnisse bestätigt: *Kein Studententreffen, kein Bibelabend, keine Chorprobe, keine Gemeinderatssitzung, die nicht im «Ochsen» stattfand oder zumindest dort endete.* Künstler und Intellektuelle kehrten dort ein. Carl Lämmle, der in Laupheim geborene Gründer Hollywoods, kam bei jedem seiner zahlreichen Deutschlandbesuche in den «Ochsen», den er zärtlich *mein Palais* nannte. Dort bewirtete er Emil Jannings und viele andere Berühmtheiten von Film und Bühne. Der Bildhauer Josef Lämmle porträtierte dort die Vorbilder für seine großartigen Laupheimer Kreuzwegstationen.

Daß es auch viel Spaß und Humor im «Ochsen» gab, zeigt die folgende Geschichte, die mit einem Stammtisch zusammenhängt, der aus jüdischen und christlichen Laupheimern bestand. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde bei der Eisengießerei Buchau ein neu vergoldeter Ochse für die Hausfront bestellt. Die Stammgäste änderten die Bestellung, so daß eine Kuh angeliefert wurde, wie man heute noch sehen kann! Nachdem dann der Kuh das Euter abmontiert worden war, um wenigstens notdürftig einen Ochsen daraus zu machen, hängten die Stammgäste eine Tafel ans Haus mit dem Gedicht:

*Mein Herr, der Albert Sänger,  
der läßt mir keine Ruh,  
er will mich immer melken,  
ich bin doch keine Kuh.*

Bis 1939 blieben die letzten jüdischen Wirtsleute, die Familie Nördlinger, auf dem «Ochsen». Unter dem Druck der Ereignisse verkauften sie am 23. Februar 1939 den «Ochsen» an Johann Georg Held, einen Laupheimer Stammgast, der den «Ochsen» bis zur erhofften Rückkehr der Nördlingers «danach» halten sollte. So berichtete uns Sophie Nördlinger, die jetzt in New York hochbetagt lebende Tochter des letzten jüdischen Ochsenwirts. Das gute Einvernehmen zwischen den Nördlingers und ihren Nachfolgern Held zeigt sich auch darin, daß Frau Nördlinger schon 1946 den Helds ein Darlehen gewährte zur Instandsetzung des «Ochsen». Johann Georg Held starb 1963, seine Witwe führte die Wirtschaft bis zu ihrem Tode 1980 weiter.

Eingetragenes Kulturdenkmal mit Laubhütte und Ritualbad

Aufgrund unserer Berichte reagierte das Landesdenkmalamt sehr schnell: der «Ochsen» wurde zum eingetragenen Kulturdenkmal. Der Abbruch war zwar verhindert, aber nun wollte niemand das Haus haben. So war es erst recht dem Verfall preisgegeben. In dieser Situation gingen wir auf Suche nach

Idealisten in Laupheim, die bereit wären, den «Ochsen» zu übernehmen und wieder herzurichten. Als wir beide uns schließlich bereit erklärten, selbst mitzumachen, gelang das Vorhaben. Wir gründeten eine Gesellschaft Bürgerlichen Rechts «Zum Rothen Ochsen», die heute aus vier Teilhabern besteht. Am 8. Dezember 1980 konnte die Gesellschaft von der Erbgemeinschaft den «Ochsen» übernehmen, und wir begannen mit Bestandsaufnahme und Bauzustandsuntersuchungen, die uns viele weitere Überraschungen brachten, gute und böse.

Der Bauzustand war teilweise miserabel, manche Wände brachen von selbst in sich zusammen, als das Fachwerk abgesprießt wurde. Kein Wunder, da der jüdische Bauherr von 1808 gar kein Eigentumsrecht hatte und deshalb möglichst billig bauen wollte! Wir konnten nachweisen, daß das Fachwerk früher sichtbar war, mit rotbrauner Farbe gestrichelt.

Die Gaststube vor der Sanierung; man vergleiche das Titelbild!



chen, Ochsenblutfarbe natürlich. Bis auf die eichenen Schwellen, die seltsamerweise mit «Bundschlössern» zusammengehängt waren, besteht das ganze Fachwerk aus Fichtenholz.

Stützig geworden durch Regenwassersammelrinnen um das Haus, die ihr Wasser durch eine Deckenöffnung in den gewölbten Keller ergossen, fanden wir dort eine ganze Reihe von Hinweisen auf ein rituelles Bad – Mikvah – mit Tauchbecken, Umkleidebänken, Trennvorhängen, Wandnischen und Ofen. Ebenso einen dazugehörenden Grundwasserbrunnen. Leider hat sich bis heute niemand gefunden, der Näheres darüber auszusagen bereit war. Bei der vor dem Haus stehenden Gartenlaube handelt es sich höchstwahrscheinlich um die frühere rituelle «Laubhütte». Dies wäre die einzige noch erhaltene in Württemberg, vielleicht sogar in ganz Deutschland. Im Obergeschoß fanden wir den ursprünglichen Schlafsaal, der durch zwei wesentlich später eingezogene Wände unterteilt war. Sein ursprünglicher Holzfußboden war erhalten und ist heute eine Zierde der Gaststube im Erdgeschoß.

März 1984: das alte, neue Gasthaus wird eingeweiht

Nach dieser Bestandsaufnahme war für uns klar, daß der «Ochsen» im früheren Sinne weiterbetrieben werden mußte: als Restaurant-Weinstube mit Fremdenzimmern. Zur Verbesserung der wirtschaftlichen Grundlagen für einen Pächter wurde nur eine Pilsbar hinzugefügt, die im früheren Stall im Untergeschoß eingebaut wurde. Die vermutliche Mikvah soll bis zur wissenschaftlichen Klärung unberührt bleiben.

Erhebliche Probleme bereitete die Sanierung der sieben Fremdenzimmer, die wir alle mit modernen Sanitärzellen ausstatteten, sowie der Einbau einer Heizungs- und Lüftungsanlage. Bei Geschoßhöhen von weniger als zwei Metern in Küche und Gasträumen war viel Erfindungsgeist und manches harte Gespräch mit den Genehmigungsbehörden nötig. Bei der Sanierung wurde der gesamte Bau konstruktiv gesichert, dabei so viel wie möglich vom alten Bestand belassen oder in der alten Form wiederhergestellt. Die früheren Fenster wurden mit viel Liebe und handwerklichem Können nachgemacht. Die Deckenbalken wurden wieder freigelegt. Die ursprüngliche Holzvertäferung der Wände, die unter einer «modernen» Verkleidung der 50er Jahre verborgen war, konnte restauriert und wieder eingebaut werden. Stallfußboden und Stalldecke konnten original erhalten werden, ebenso das Nebenzimmer, der Brunnen, einige Lampen und Möbelstücke. Schließlich gelang es noch, genügend Ori-

ginal-Wirtshausmobiliar der Jahrhundertwende aufzutreiben und viele Kopien alter Stiche und Fotos aus Laupheim.

Als dann auch noch ein Pächter gefunden war, der nicht nur ein gastronomischer Fachmann ist, sondern als Hobby sich um alte Möbel kümmert, war der «Ochsen» wirklich gerettet. Ende März 1984 feierten wir nach zweijähriger Bauzeit die Eröffnung. Viele Laupheimer, die uns während der Bauzeit für total verrückt erklärt hatten, haben ihre Meinung inzwischen geändert. Die «Schildwirtschaft zum Roten Ochsen», wie wir das Haus nun wieder nannten, ist mit ihrem Fachwerk zu einem wichtigen Blickpunkt der Stadtmitte geworden. Und in ihrem Innern ein urgemütliches Wirtshaus, das wie in der «guten alten Zeit» zu Geselligkeit und Gespräch einlädt.

Haupteingang an der Kapellenstraße mit einer eindrucksvollen Tür, ca. 1900.



Durch Pachteinnahmen, Zuschüsse des Denkmalamtes, Steuervergünstigungen aufgrund des Denkmalschutzgesetzes und durch Verteilung des Risikos auf die Schultern mehrerer Gesellschafter ist es uns gelungen, das Abenteuer der Ochsenrettung auch finanziell zu überstehen.

Es freut uns, daß wir mit unserem Beispiel eine ganze Reihe von Denkanstößen geben konnten zur Erhaltung anderer Zeugnisse der jüdischen Geschichte in Laupheim. Es freut uns, Briefe und Besuche von früheren jüdischen Mitbürgern zu bekommen, die zeigen, wie sehr sie immer noch mit ihrer

Heimatstadt und dem «Ochsen» verbunden sind. Frau Nördlinger, die fast 90jährige Tochter des letzten jüdischen Ochsenwirts, möchte «sobald es der Gesundheitszustand erlaubt» von New York kommen und mit uns im «Ochsen» feiern.

Es hat Spaß gemacht, mit engagierten Handwerkern sich wieder in die alten Bautraditionen einzuarbeiten. Es macht noch größeren Spaß, wenn heute die Gesellschafter am Stammtisch in ihrem «Rothen Ochsen» sitzen und ein gutes Viertele schlotzen und sich Schauermärchen aus der Bauzeit erzählen, die schon Geschichte geworden ist.

So präsentiert sich das Haus «Rother Ochsen» in Laupheim heute. Links erkennt man das Gestell der Laubhütte.

